



## Nur ein Wort

### Nur ein Wort

Blätter treiben dahin, kleinere Äste, tote Insekten. Überreste der Natur, des sommerlichen Lebens, zum Tode verurteilt wie jedes Jahr. Einsam ist es hier, ich sitze allein am Ufer und starre auf die Strömung. Beobachte. Jetzt tue ich es schon am Tage. Sitzen und beobachten, ohne Teil davon zu sein. Sehnsucht nach einer Welt, der ich mich nicht mehr zugehörig fühle. Der Fluss als Metapher, *panta rhei*. Irgendwann werde auch ich dorthin fließen, in die Vergessenheit. Vergessen bin ich auch jetzt schon. Hinter mir eine herbstliche Wiese, in deren Mitte ein Baumgruppe. Altes, knöchernes Holz. Verdorrte Zeit. Seit einer Woche komme ich jeden morgen hierher, setze mich ans Flussufer, blicke auf die Strömung und werde eins mit dem Fluss. Wenigstens bin ich vollständig bekleidet. Nachts ist das anders. Ich sitze auf einem Hügel, spüre den steinigen, moosbewachsenen Boden unter meinem Po, auf der nackten Haut. Wind streicht über meinen Körper, streichelt mich. Ich spüre den Holzpfahl, an den ich mich lehne, meine Hände dahinter gebunden. Ich habe nur den Wind und die Nacht. Beobachten. Ich sehe die Stadt unter mir, die Straßen wie Flüsse, Lichter der Autos, dahingetrieben wie tote Äste im Wasser. Jede Nacht sitze ich dort. Ich weiß nicht, warum. Opfer für einen prähistorischen Gott, oder gezwungener Beobachter. Vielleicht ist es eine Aufgabe, irgendwas dort unten zu sehen, etwas, was man nur aus dieser Perspektive erkennt. Jede Nacht dieser Traum. Am Anfang versuchte ich noch, mich zu wehren. Ich riss an den Seilen, die meine Hände hinter dem Pfahl halten, bis meine Handgelenke schmerzten, bluteten oder ich sich taub anfühlten. Zwecklos. Wenn man sich nicht bewegt, spürt man die Fesseln nicht. Einfach beobachten. Irgendwas muss es zu erkennen geben, ich weiß nur noch nicht, auf was ich achten muss. Weder nachts auf dem Berg, noch tags hier am Fluss. Schritte hinter mir. Ich reiße die Arme nach vorne, um meine Nacktheit zu bedecken. Innerlich muss ich beinahe lachen. Natürlich bin ich bekleidet, und wäre das der Traum, könnte ich gar nichts unter meinen Händen bedecken. Schlimm, dass ich Traum und Tag schon fast nicht mehr unterscheiden kann.

»Oh, Hallo!«, höre ich eine Stimme hinter mir. »Ich hätte nie gedacht, hier jemanden zu treffen.«

Ein Golden Retriever hechelt an mir vorbei, tollt am Flussufer. Ich blicke mich zu seinem Besitzer um und erstarre. Jens! Verdammt, der hat mir gerade noch gefehlt. Ich kenne ihn von früher, als ich hier im Dorf lebte. Über zehn Jahre habe ich ihn nicht gesehen. Jens war immer das genaue Gegenteil von mir. Oft machten wir Witze über ihn, er sei in einem dieser Computerspiele hängengeblieben. Diesen RPGs, wo man durch irgendeine Pixelstadt lief und versuchte, mit allen Einwohnern zu reden. Naja, die anderen machten Witze. Ich hörte zu. Lachte nicht, denn es war mir egal. Jens fing wirklich mit jedem ein Gespräch an, völlig egal, ob es einen Anlass dafür gab oder nicht. Und jetzt war ich an der Reihe.

»Hey Anne, ich wusste gar nicht, dass du wieder hier bist. Was machst du?«

Beobachten, erwidere ich. Wahrscheinlich sollte ich ihn auf den Hund ansprechen, denke ich. Klar hatte er sich einen Hund zugelegt. Hunde waren dafür da, dass man über sie redete.

»Du siehst gut aus, weißt du das? Wann haben wir uns das letzte Mal gesehen?«

Vor zwölf Jahren, drei Monaten und achtzehn Tagen, kläre ich ihn auf.

Er setzt sich neben mich, trägt eine schwaze Jeans, einen dunkelgrünen Pullover und Bart. Wie ein Holzfäller siehst du aus, spotte ich.

»Wie lange bist du schon wieder hier?«, will er wissen. Verdammt, er muss noch einsamer sein als ich selbst. Oder bin ich die Trophäe? Die letzte Person, mit der er noch reden muss? Wir sind alle nur Gefangene, teile ich ihm mit.

Er seufzt, greift in seine Tasche, zieht ein Pfeife heraus und stopft sie. »Ich bin enttäuscht, weißt du dass?« Entschuldige, dass ich noch nicht gefunden habe, wonach ich Ausschau halten muss, rechtfertige ich mich.

Er zündet die Pfeife an. »Ich bin wieder allein, wenn es dich interessiert. Hörst du mir zu?«

Ich höre immer zu, solltest du wissen, pflichte ich ihm bei.

»Da reist man durch die Weltmeere, freut sich monatelang auf Zuhause, kommt zwei Tage früher an ...«



## Nur ein Wort

Du bist also zur See gefahren, frage ich. Pass doch gar nicht zu dir. Oder vielleicht doch. Ein Schiff ist so überschaubar wie eine Pixelstadt, da kann man es wirklich schaffen, mit jedem zu sprechen.

»Hört das Geräusch der Dusche, prima Gelegenheit nach vier Monaten getrennt sein, dachte ich mir, zog mich schnell aus, bis auf die Unterhose, vorsichtig ins Bad schleichen, sollte ja eine tolle Überraschung sein, dass ich schon ...«

In meinen Träumen bin ich auf einem Berg an einen Pfahl gebunden und muss über eine Stadt Wache halten, erzähle ich ihm. Mir entgeht nichts, auch wenn ich nicht weiß, wonach ich schauen soll.

»... und dann steht sie da unter der Dusche, mit Holger. Grinst mich noch verlegen an, die Schlampe. ›Jens, du warst nicht da, hat sich so ergeben, das bedeutet nichts. Ich liebe nur dich.« Er bläst eine große Rauchwolke in den Himmel, als wolle er die Welt vergiften.

Menschen sehe ich von da oben leider nicht, erkläre ich. Alles viel zu weit weg, viel zu klein. Nur die Scheinwerfer der Autos als Lichtpunkte in einem immerwährenden Fluss.

Der Hund kommt vom Ufer zurück, schleckt seine Hand. Jens streichelt ihn, rubbelt seine Hände durchs Fell.

»Nur du bist mir treu geblieben, Django.«

Dann schaut er mich an. »Schön, das wenigst du mir zuhörst«, erklärt er. »Weißt du, wenn dir so eine Scheiße passiert, dann geben die anderen dir die Schuld. ›Was fährst du auch zur See, Junge, wieso lässt du deine Frau monatelang allein?‹ Hat Paul vom Imbiss so gesagt. Mann, wir hatten das abgesprochen. Inga hatte überhaupt kein Problem damit.« Er lacht bitter, schickt eine neue Enttäuschungswolke aus seine Pfeife in die sterbende Herbstnatur. »Da hatte sie ja mehr Zeit für Holger. Das ging wohl schon länger so.«

In meine Träumen ist es immer gleich, beruhige ich ihn. Ein immerwährender anonymer Lichterfluss, nichts ändert sich. Leben geht weiter, es geht immer weiter. Nur ich sitze still und bewege mich nicht.

»Eigentlich hätte ich gleich wieder fahren sollen«, redet er weiter. »Was hält mich jetzt noch hier? Okay, der Hund. Den wollte ich Inga nicht auch noch überlassen. Und weißt du, ich schaffe es nicht, wieder wegzufahren. Mein Leben wieder allein zu lassen, weil ich nicht weiß, was beim nächsten Mal sein wird, wenn ich zurückkomme. Vielleicht hätte ja jemand das Haus angesteckt.«

Das würde ich von meinem Berg aus sehen, erkläre ich.

Er blick mich an. »Ach Anne, wenn ich nur wüsste, was in deinem Kopf vorgeht. Aber schön, dass du zurück bist.«

Jetzt habe ich eine Aufgabe, vertraue ich ihm an. Ich kann alleine leben. Nachts kommen sie, ziehen mich aus, führen mich auf den Berg und binden mich an den Pfahl. Aber sie fassen mich nicht mehr an. Ich bin eine Wächterin, sehe die ganze Stadt. In der Klinik sah ich immer nur die Decke. Und ihre Finger waren überall, sie bekommt ja nichts mit, dachten sie. Kann sich nicht wehren, wegen der Gurte. Und spricht vor allem nicht darüber.

»Hättest du vielleicht Lust, irgendwas zu unternehmen?«, fragt er. »Wir könnten mal in irgendein Café gehen, was denkst du?«

Ich denke darüber nach, was ich sehen soll, antworte ich. Vielleicht ein Café an einem Flussufer, irgendwo in einer anderen Stadt, einem anderen Lichterstrom.

»Mir macht es nichts aus, wenn du nicht redest. Hast du schließlich noch nie getan. Mutantismus, oder wie hieß das noch?«

Mutismus, verbessere ich.

Er schlägt eine Hand vor seine Stirn. »Sorry, du bist ja kein Mutant, das war jetzt nicht so gemeint. Weißt du, ich konnte mir solche Wörter noch nie merken.« Nachdenklich zieht er an seiner Pfeife. »Kennst du eigentlich Wörter, oder vergisst du sie?«

Der Hund legt sich vor meine Füße. Ich sehe das Halsband mit dem Ring für die Leine.

»Wie ist es, du zu sein?«

Die Leine. Ich habe eine Idee. Die Leine liegt neben ihm. Ich nehme sie, stehe auf und gehe auf die Wiese, auf die Baumgruppe zu. Immer schneller werden meinen Schritte.



## Nur ein Wort

»Anne, wo willst du denn hin?«

Keine Sorge, ich zeige es dir.

Ich setze mich vor einen Baum, es kostet mich einige Mühe, die Leine hinter meinem Rücken um die Handgelenke zu wickeln, aber es gelingt mir. Ich bin der gefangene Beobachter, sehe ihn an. Und sehe, was ich sehen sollte. Was ich von meinem Berg aus niemals sah.

»Was soll das jetzt? Stehst du auf SM oder so?« Er sieht vollkommen irritiert aus. »Soll ich dich jetzt anfassen oder sowas?«

Bloß nicht! Ich zerre an der Leine, so stark ich kann.

»Was machst du für Sachen? Steckst du fest? Warte, ich helfe dir.«

Er geht hinter mir in die Knie, hilft mir, die Leine zu lösen. Ich erhebe mich von meinem Pfal, stehe aufrecht, frei. »Danke«, sage ich.

Und der Berg unter mir explodiert in Myriaden kleinster Splitter.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).